



Herrn, Rainer, *Der Liebe und dem Leid. Das Institut für Sexualwissenschaft 1919–1933*, Suhrkamp, Berlin 2022, 681 S., geb., 36 €

Dieses Buch war seit langem erwartet worden. Ursprünglich hätte es zum 100. Jubiläum der Institutseröffnung 2019 erscheinen sollen, doch nun ist es, mit vielen Vorschusslorbeeren versehen, auf den Markt gelangt. Das Werk ist in vier vielfach untergliederte Hauptkapitel strukturiert, denen eine 65-seitige Einleitung und ein Schlusskapitel, aber keine Zusammenfassung beigeordnet sind.

Zunächst schildert Herrmann Hirschfelds Lebens- und Forschungssituation in den Jahren vor der Institutgründung, den schwierigen Weg zur Einrichtung und Organisation des Instituts in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und den Anspruch desselben. Es sollte sowohl Wissen erzeugen als auch dieses für die praktische politische Lobbyarbeit bereitstellen (48).

Den genauen Aufbau schildert Herrmann im Kapitel „Aufbruch“ (77f), wobei deutlich wird, wie vielfältig die Fachrichtungen am Institut waren, welche Gelehrten zu bestimmten Zeiten mitwirkten und dass auch Studenten als „HiWis“ (wie man heute sagen würde) beschäftigt wurden. Hinzu kamen externe Dozenten, bspw. der Psychoanalytiker Carl Müller-Braunschweig (83). Man erfährt zudem, dass die Patienten/Besucher sich zu etwa zwei Dritteln aus Männern und zu einem Drittel aus Frauen zusammensetzten (85). Die akademische Anerkennung durch Kultusministerium und Universität blieb dem Institut jedoch versagt. Detailliert schildert Herrmann die Hintergründe hierfür (98f).

In der Öffentlichkeit war das Institut für Sexualwissenschaft jedoch von Anfang an präsent, u.a. aufgrund der Zusammenarbeit von Hirschfeld mit Eugen Steinach, der neben ‚ewiger Jugend‘ auch noch den Nachweis für die Theorie von der Angeborenheit der Homosexualität bereitzustellen schien.

Doch die Widerlegung beider Konzepte schadete auch Hirschfeld ungemein (121, 128–133). Der Tod der wirkmächtigen Kollegen Alfred Blaschko und Iwan Bloch beraubte ihn wichtiger Stützen innerhalb der ärztlichen Fachgesellschaften. Dies behinderte Hirschfelds Erfolg im Kontext der Strafrechtsreformdiskussionen. Umso wichtiger war das Wirken der Institutsmitarbeiter als Gerichtsgutachter. Denn so ließen sich nicht nur Grundsatzurteile erwirken, sondern auch Argumentationshilfen für juristische und medizinische Debatten gewinnen. Zudem waren sie für die Finanzierung der Institutsarbeit wichtig (163).

Rainer Herrmann wertete eine Reihe von Gutachten aus und konnte so aufzeigen, wie sich Hirschfelds theoretische Vorarbeit in der praktischen Anwendung niederschlug (175–188). Grundlage der Institutsarbeit war eine enzyklopädisch aufgebaute Sammlung von Artefakten, Selbstbekenntnissen und wissenschaftlicher Biographieergründung in Form von Fragebögen (210). Besonders anschauliche Objekte landeten in der institutseigenen Präsenzsammlung, die sich im Laufe der Zeit zu einem „sexualwissenschaftlichen Museum“ mauserte und das Interesse der Öffentlichkeit in besonderem Maße erregte (223). Eventuell half sie auch die Hemmschwelle für mit ihrer Sexualität hadernde potentielle Patienten zu senken. Ein Blick auf die Exponate zeigte ihnen, dass sie mit ihren Sorgen und Wünschen nicht allein waren. Dies half insbesondere „Transvestiten“ bzw. „Hermaphroditen“ (266–288), deren Relevanz auf den Seiten 413 bis 436 erneut ausgebreitet wird. Ab 1924 gab es eine offizielle Eheberatungsstelle am Institut, die von Hirschfelds naturheilkundlichem Weggefährten Hans Graaz geleitet wurde (238).

Längst waren Hirschfeld und das Institut nicht mehr allein im Kampf gegen das Sexualstrafrecht, ein entsprechendes Reformkartell entstand (255). All das kostete Zeit und Geld, und so verfiel Hirschfeld auf eine Finanzquelle, die auch heute noch sprudelnde Gewinne verheißt: Medikamentenentwicklung bzw. Werbung mit pharmakologischen Produkten (290f). Seltsamerweise ist diese Thematik in zwei voneinander weit getrennte Unterkapitel geteilt (290–303, 364–376). Hirschfelds langjähriger Mitarbeiter Arthur Kronfeld war hierin eingebunden, erkannte aber auch, dass bisweilen eine Psychotherapie wertvoller war (301).

Als Kronfeld 1926 dem Institut den Rücken kehrte, hinterließ er eine Lücke, die sich nicht so leicht füllen ließ. Anstelle vertiefender Grundlagenforschung setzte Hirschfeld mit neuem Personal auf Popularisierung und den Gang an die Öffentlichkeit. Dies beinhaltete auch Werbung für die Institutsarbeit an den Orten, wo der Sexualverkehr vonstatten ging, bspw. auf öffentlichen Bedürfnisanstalten, was den Zorn der ärztlichen Kollegenschaft provozierte (313). Doch die Aufklärung für die breite Masse war notwendig und Hirschfelds Institut bereits etabliert.

Wer auch immer sich ratsuchend hierher wandte, erhielt nicht nur Hilfe, sondern füllte auch einen Fragebogen aus, der

wiederum dem Institut nutzte, das so seine Relevanz bewies (329). Meist ging es um Empfängnisverhütung, Geschlechtskrankheiten, Ehe- und Sexualprobleme, aber höchst selten um Onanie, Sexualmoral oder die Aufklärung Jugendlicher, was die eigentlichen Themen der öffentlichen und pädagogischen Debatten waren. Leider geht Herrn hierauf überhaupt nicht ein. Stattdessen thematisiert er im Kontext der „Steglitzer Schülertragödie“ 1927 die zahlreichen Aufklärungsvorträge, die Hirschfeld und sein langjähriger Mitarbeiter Max Hodann vor Jugendlichen hielten (363). Offenbar war die Hemmschwelle für sie zu groß, das Institut selbst aufzusuchen.

Das Institut befand sich Ende der 1920er Jahre im Umbruch. Zwar konnte Hirschfeld das zehnjährige Jubiläum 1929 feiern, musste aber zur gleichen Zeit seinen Rauswurf aus der von ihm mitbegründeten homosexuellen Emanzipationsbewegung verkraften. Seine Mitstreiter verübelten ihm, dass er für den Preis der Entkriminalisierung des einvernehmlichen Geschlechtsverkehrs zwischen homosexuellen Erwachsenen bereit gewesen war, eine verschärfte Kriminalisierung von jugendlichem und bezahltem Begehren zu akzeptieren (391). Doch sowohl Sexualreformbewegung als auch Institutsarbeit funktionierten gut ohne ihren Altmeister. Der sammelte internationale Lorbeeren mit der „Weltliga für Sexualreform“ ein und schrieb an seinem Monumentalwerk *Geschlechtskunde*.

Im November 1930 schließlich begab sich Hirschfeld auf Weltreise, ohne genau zu regeln, wer ihm als Institutsdirektor nachfolgen sollte. Aus dem Exil musste er seine Demontage, die Zerschlagung des Instituts und die Verbrennung seiner Bücher verfolgen (458). Herrn beschreibt in einem Unterkapitel, wie sich der Hass gegen Hirschfeld seitens der Nationalsozialisten seit 1920 hochgeschaukelt hatte (460–467). Das Schicksal der Institutsmitarbeiter wird kurz thematisiert (480–486), wobei sich Herrn hier auf die letzten ständigen Kollegen konzentriert; die zahlreichen „HiWis“, zeitweilig Mitwirkenden oder das nicht wissenschaftliche Personal lässt er komplett im Orkus der Geschichte verschwinden.

Damit ist zugleich der Hauptkritikpunkt am vorliegenden Werk angeschnitten: es geht nur scheinbar um das Institut für Sexualwissenschaft, in Wahrheit aber vor allem und vielfach ausschließlich um Hirschfeld. Da fallen viele weitere Personen und Aspekte unter den Tisch, bspw. im Kontext der Beratungstätigkeiten. Hier waren andere Sexualberatungsstellen aktiver und es gelang sogar, diese Hilfen staatlicherseits zu verankern. Nur vollbrachte dies nicht Hirschfeld, sondern Martin Gumpert, der im ganzen Buch überhaupt nicht erwähnt wird. Ebenso ergeht es Wilhelm Reich, der nur ein einziges Mal als Tagungsteilnehmer beiläufig Eingang findet (411).

Hirschfelds verheerende Differentialtrennung zwischen Homosexualität und allem, was sich unter dem Begriff „Pädophilie“ vereinen ließ, die darin gipfelte, für Pädophile die Kastration zu bewerben, wird diskret ausgespart, so dass der Streit um die Strafrechtsreform 1929 den Leser wie aus heiterem Himmel trifft und Hirschfelds Rauswurf aus der eigenen

Emanzipationsbewegung besonders ungerecht wirkt. Adolf Brand scheint als erratischer Ewiggestriger auf, der Hirschfeld auch noch diffamiert habe, u.a. indem er im Kontext der Eulenburgerkrise behauptete, Hirschfeld habe ihm Informationen geliefert (51). Herrn vergisst dabei zu erwähnen, dass Brand bereits im Rahmen der Affäre um die sexuellen Interessen des führenden Zentrums politiklers Friedrich Dasbach dasselbe gesagt hatte. Der Einfachheit halber fehlt Dasbach im gesamten Buch und auch die verheerende Rolle der Zentrums partei bei allen sexualpolitischen Debatten der 1920er Jahre sucht man im vorliegenden Buch vergebens. Hinzu kommt noch das Problem, dass Herrn zwar zeitgenössische medizinische Entdeckungen erwähnt, aber den Leser nicht darüber informiert, wenn es sich dabei um blanken Unsinn handelte, bspw. Abderhaldens Lehre von den Abwehrfermenten (62). Ein kurzer Hinweis auf den entsprechenden Aufsatz von Benno Müller-Hill, der immerhin in der *Nature* erschien (Müller-Hill, B., Deichmann, U., 1998. The fraud of Abderhalden's enzymes. *Nature* 393, 109–111), wäre sinnvoll gewesen. Eine vertiefende Auseinandersetzung mit der wirkmächtigen und von Hirschfeld vielfach instrumentalisierten Körperbaulehre Ernst Kretschmers sucht man ebenfalls vergebens.

Gekrönt wird diese Reihe von Zufallsinformationen und Leerstellen durch die bizarre Tatsache, dass Herrn den Leser nicht informiert, woher Hirschfeld die Inschrift über dem Eingang zum Institut nahm: „Amori et dolori sacrum“. In der deutschen Übersetzung macht dies den Titel des Buches aus. Die Worte zieren bis heute die Eingangspforte der Villa Lysis auf Capri, die von dem ersten schwulen Playboy der Weltgeschichte, Jacques d'Adelswärd-Fersen, errichtet worden war. Hinzu kommen zahllose Querverweise und Wiederholungen einzelner Inhalte. So verteilt Herrn aus nicht ersichtlichen Gründen die Forschungen und praktischen Anwendungen zu „Transvestitismus“ quer über das Buch, und ebenso verhält es sich mit der pharmakologischen Forschung am Institut. Die Zusammenhänge zu ergründen, ist nur dem Leser vergönnt, der besonders ausdauernd ist. Denn obwohl es in der Institutsarbeit vorrangig um Sachthemen und nicht Personen ging, hat Herrn auf die Bereitstellung eines Sachregisters verzichtet. Eine konzise Darstellung des Forschungsstandes fehlt ebenfalls und zielführende Abbildungen, wie sie Hirschfeld selbst in der *Geschlechtskunde* aus der Institutsarbeit bereitgestellt hatte, sucht man leider vergebens.

Im Ganzen stellt sich die Frage, welche Intention der Autor mit dem Buch verfolgt. Wenn er allein die neuen Erkenntnisse aus seiner Feder zu Papier hätte bringen wollen, so hätten 80 bis 100 Seiten genügt. Der mit dem Forschungsstand halbwegs vertraute Leser wird mit einer Vielzahl von nicht mehr neuen Informationen konfrontiert. Der Laie erhält ein Buch auf hohem Niveau mit Erkenntnissen in teilweise überwältigender Dichte. Wer mit den wichtigsten Zusammenhängen bereits vertraut ist, findet viel Altbekanntes wieder.

Florian G. Mildenberger (Berlin)